

(Nachdruck verboten.)

8]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

III.

Sie hob sich auf den Fehen und faßte ihn an den Klappen des schwarzen Gehrockes. Ihr volles, von Gesundheit blühendes Gesicht lachte, die Augen glänzten. Sie liebte ihren Mann noch immer so innig, wie vor dreißig Jahren, als sie, die Erbtöchter, dem blutarmen Kaufmannsdienner ihre Hand bot.

„Du, Herr Bürgermeister, Du weißt doch, daß heute die Frau Försterin kommt?“

Er that, als sähe er über sie hinweg, und machte ein Gesicht, als stände er mit dem Stadtrat und der gesamten versammelten Gemeindevertretung vor einer folgenschweren Entscheidung.

Aber sie kannte ihn und wußte, wie oft er sie schon mit dieser Amtsmiene geneckt hatte. Sie lehnte ihre linke Wange an seine Brust, blickte zu ihm auf und schmeichelte:

„Du, Ludwig, so laß doch einmal den Bürgermeister! . . . Du . . . gelt . . . Du wirst lieb zu ihr sein? . . . Sie ist doch eine brave Frau! . . . Wo man hinschaut, reden sie von ihr nur Gutes . . . Und Du hast selbst gesagt, wenn Du nach der Inspektion von Konradkreuth kamst . . .“

Er sah sie an, immer noch ganz Stadtoberhaupt. „Sie hat ihr Gesicht ordnungsgemäß eingebracht, und man wird darüber befinden — der Ordnung gemäß.“

Die kleine Frau schüttelte sich. „Pfui, Ludwig! . . . Wie bist Du denn heut? . . . Deine Frau steht vor Dir, nicht der Stadt-Seff! . . .“

„Herr Joseph Brückner ist Stadtbeamter und —“
— ein Doppeltseff, ein grauslicher . . . Schau! . . . Ludwig! . . . Zwölf Gulden das Monat, was ist denn das für eine Pension? . . . Das ist ja nicht zum Leben und nicht zum Sterben! . . . Da hat ja unsre Köchin mehr! . . .“

„Sie hält Studenten! . . .“
„Da wird sie schon fett davon werden! . . . Ich habe viele Kostfrauen in Eger gekannt, die zu Grunde gegangen sind . . . Aber das geht uns hier nichts an . . . Du! . . . Ludwig! . . . Mann! . . . Warum habt Ihr denn den Förster an Gehalt zugelegt? . . . Weil Ihr es jetzt könnt, weil Ihr jetzt billiges Geld von der Spartasse habt, weil der Wald mehr trägt und die Förster nicht mehr auf das Anweisungsgeld angewiesen sein sollen . . . Und wer hat Euch das gesagt, lange Jahre hindurch, immer und immer wieder, bis Ihr geschiedt geworden seid? . . . Der alte Gruber! . . . Und jetzt wollt Ihr seiner Witwe . . .“

Der Bürgermeister wurde lebendig. „Marie, so ähnlich steht es auch im Besuch! . . . Das Besuch ist Amtssache!“

Die Frau erglühete. „Die Frau Gruber hat mir alles erzählt. . . Und ja! . . . Ich hab' auch das Besuch gelesen!“

„Es giebt nur einen Bürgermeister, keine Bürgermeisterei!“
„Aber eine Frau Bürgermeister! Und ich lasse es mir nicht nehmen! . . . Hättest Du es doch eingeschlossen, das große Geheimnis . . .“

Jetzt wußte er, daß er einleuken mußte. „Also ja! . . . Meinethwegen! . . . Ich werde nicht gegen Deine Försterin sein! . . .“

Sie fühlte, wie sich hinter ihrem Rücken seine Arme schlossen. Leicht faßte sie mit beiden Händen in seinen weißen Bart.

„Du?! . . . Ludwig! . . .“
„Als die Stadt noch reichsunmittelbar, wenn auch an die Krone Böhmen verpfändet war, hatte sie das Zollrecht. Alles, was hinausging ins Reich, mußte gestempelt sein, und was hereinkam, wurde auch —“

— gestempelt! . . . Jawohl! . . . Jawohl! . . .“
Sie ließ den Bart fahren, bog seinen Kopf herab und küßte ihn mitten auf den Mund.

„Da! . . . Und noch einmal . . . daß es besser hält, Dein Versprechen! . . . Und aller guten Dinge sind drei! . . . So, und“ — sie schlüpfte aus seinen Armen — „jetzt wahr' wieder Deine Amtsmiene, Herr Bürgermeister!“

Sie muß gleich kommen! . . . Um halb zwei Uhr, hat sie gesagt . . .“

Als Lene eintrat, saß der Bürgermeister an seinem Schreibtisch und las in einem, in der Mitte gebrochenen Foliobogen. Er legte das Aktenstück beiseite und hieß sie Platz nehmen. Etwas wie Befangenheit zog durch die Seele der Frau, als sie das ernste, würdige Greisenantlitz vor ihr betrachtete. Aber plötzlich erinnerte sie sich, daß sie schon einmal an derselben Stelle, vor demselben Manne gestanden, wie gütig er sie angehört, und wie sie ganz getröstet nach Hause gegangen, damals . . .

Die gleiche Erinnerung mußte im Bürgermeister erwacht sein.

„Wir haben uns hier schon einmal gesehen, Frau Försterin . . .“

Lene hatte ihr Selbstvertrauen wiedergefunden. Ihre Stimme klang ruhig und fest, als sie antwortete:

„Ja, damals, wegen Gruber . . . Als er das Wasser-moos gestohlen haben sollte und der Stadtrat Walz eine Untersuchung eingeleitet hatte . . .“

Der Bürgermeister sah die Augen der Frau, in denen es aufglomm, und die Röte, die ihr mächtig ins Antlitz stieg.

„Na ja . . . Na ja! . . . Sehen Sie, es ist ja damals auch zu nichts gekommen . . . Wir waren auch noch da! Und wir wußten schon, was wir an unserm alten Gruber hatten . . . Es ist dann, sehen Sie, auch nach ihm gegangen, wie er's haben wollte, wenn auch nicht ganz so . . . Wir haben jetzt einen allgemeinen Umtriebsplan, der für alle Reviere gilt . . . Und der ehemalige Stadtrat Walz ist schon lange tot . . . Wie geht es Ihnen denn, seit Sie in der Stadt sind?“

„Man muß es halt nehmen, wie es kommt, Herr Bürgermeister, und zu verbessern suchen, soweit man es kann — hat der Gruber immer gesagt.“

„Hat er etwas hinterlassen?“

„Ein paar Gulden haben wir uns erspart. Aber wenn ich davon leben wollte, wäre ich schnell fertig. Ja, wenn das Gehalt immer so hoch gewesen wäre, wie in den letzten zwei Jahren! . . . Gruber hat doch seine volle Zeit gedient! . . . Und was habe ich? Nicht einmal eine Pension, wenn man es recht betrachtet. Nur eine „Gnadengabe“, denn . . .“

„Wohl, wohl! . . . Das mit den Hinterbliebenen ist noch nicht geordnet! . . . Sie haben Studenten? . . .“

„Ja! Sieben Stück!“
Als ihr das Wort „Stück“ entfahren, mußte Lene lächeln. Auch um den Mund des Bürgermeisters zuckte es; aber sofort blickte er wieder ernst.

„Da sollte man doch meinen, daß . . .“
Er räusperte sich leicht.

„Allerdings! . . . Wenn die Konkurrenz und verschiedenes andre nicht wäre . . .“

„Konkurrenz? Wie meinen Sie denn das?“
Er blickte sie erstaunt an.

„Kann es mir schon denken, daß das im Stadtrat noch nie zur Sprache gekommen ist, und —“

Lene warf einen Blick durch das geräumige, hohe Zimmer, über die im stillen Glanze schimmernden, wohlgeformten Mahagoni-Möbel, die weißen Spitzenvorhänge, die von der Decke bis auf den mit Wachs eingelassenen Fußboden reichten, und nickte. Der gefestigte, mit Geschmack verbundene Wohlstand war ihr noch nie so deutlich entgegengetreten. Leicht aufsteigend fuhr sie fort:

„Die Sache ist sehr einfach. Die guten Studenten, ich meine die, welche ein hohes Kostgeld zahlen können, wohnen bei den Professoren. Dann kommen die Kostfrauen, welche „Protektion“ haben. Ihre Männer sind selbst Beamte, oder man will ihnen einfach was zuschanzen. Auch Bürger, denen es mit dem Geschäft nicht so recht zusammengeht, halten Studenten, besonders gern solche von der Lehrerbildungsaustalt. Die spekulieren, eine oder die andre ihrer Töchter los zu werden. . . . Was nicht viel zahlen kann, was Kosttage bei den reicheren Bürgern, in den Klöstern oder bei Verwandten hat, fällt uns zu, den Witfrauen, die auf die paar Gulden angewiesen sind . . .“

„Ja, aber . . .“
„Mehr verlangen? Wenn das nur so leicht ginge. Das

Gegenteil ist der Fall. Die Studenten kommen doch überall hin, in die andern Kosthäuser, sehen dort besseres Essen, schönere Wohnungen und wollen das dann auch von uns haben. . . . Ich hab' gleich zu Anfang einen Flügel kaufen müssen."

"Aber die Menge, Frau Försterin! Sie sagten doch selbst . . ."

Leue setzte sich fester auf ihren Stuhl und legte den Zeigefinger der Rechten auf den Daumen der linken Hand.

"Wollen wir einmal rechnen, Herr Bürgermeister? . . . Gut! Unter meinen Studenten ist ein einziger, der sechzehn Gulden für den Monat zahlt. Das ist ein erwachsener Mann, und er braucht viel. Er hat sich sein Studiengeld als Maurer verdient und weiß, was man für sein Geld verlangen kann. . . . Dann geht's herunter bis auf vierzehn Gulden. Der Max hat Kosttage, er zahlt nur acht Gulden. . . . Wenn ich alles zusammenrechne, bleiben mir für den Tag noch drei Gulden. Dafür muß ich fünfmal Essen geben und habe noch nichts für den Hauszins, für Feuerung und für Kleidung. Von der Aufwartefrau will ich gar nicht einmal reden. . . . Und dabei bin ich doch noch viel besser dran, als die andern. Ich habe doch wenigstens meine zwölf Gulden „Pension“! . . ."

Vom Vorhaus kamen zwei metallische Schläge der hohen Standuhr.

Der Bürgermeister wurde unruhig.

"Frau Försterin, was das Gejuch betrifft . . ."

"Ja, danke Ihnen, Herr Bürgermeister! Ich thue es auch deshalb, damit andre, die nach mir in dieselbe Lage kommen, auch etwas davon haben. . . . Eine muß doch den Anfang machen und den Bürgern auf dem Stadthause zeigen, wo Gerechtigkeit nötig ist. . . . Eine „Gnade“, Herr Bürgermeister, verlange ich nicht!"

Der Bürgermeister hatte sich erhoben und reichte Leue die Hand.

"Sie sind wirklich eine tapfere Frau! Ich werde mein Möglichstes thun. . . . Wissen Sie, daß Sie für eine Egrische Bürgerfrau wie geschaffen sind? Sie kennen doch die Geschichte von dem Sturm auf Franzensbad? . . ."

"Wie die armen Egrischen Weiber den Abfluß der Franzensquelle bezahlen sollten, weil es ein Arzt so wollte? Wie „auf dem alten Schloß“ die Frau eines Schloßfegers die Trommel umhing und Sturm schlug? Wie die Weiber sich bewaffneten, nach Franzensbad hinausstürmten und den Doktor nach Sachjen verjagten, daß er das Wiederkommen vergaß? Wie sie den „Tempel“ abfügten, umwarfen und ihr Recht behaupteten — ja, das weiß ich, Gruber hat es mir einigemal erzählt . . ."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Hundert Jahre Keilschrift- forschung.

Unter den wissenschaftlichen Großthaten des abgelaufenen Jahrhunderts nimmt einen Platz in erster Linie ein die Erschließung jener so lange geheimnisvollen Schriften und Sprachen, die der uralten Kulturvölker von Ägypten und Mesopotamien zum Ausdruck ihrer Gedanken dienten. Was man vorher von dem Wunderlande der Pyramiden und von den Erbauern des Turms zu Babel wußte, stammte aus zweiter Hand, war entweder der Fabel oder den alten Klassikern entnommen und zu einem erheblichen Teile sehr unzuverlässig, insgesamt aber äußerst lückenhaft. Erst die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschriften ließ die Anwohner des Nils und des Euphrats und Tigris, bei denen das Bestreben der Civilisation schon Jahrtausende früher als im europäischen Abendlande brannte, selber zur Nachwelt sprechen, ihre verunkelten Kulturen neu erschauen. Darin haben die genialen Bahnbrecher, die den Weg zur Enttarnung der ägyptischen Bilder- und der babylonischen Keilschrift eröffnet haben, ein wohlverdientes Anrecht darauf, wenigstens dem Namen nach allgemein bekannt zu sein. Das ist aber höchstens bei dem ersten Entzifferer der Hieroglyphen, dem Franzosen Francois Champollion, der Fall; dagegen haben wohl nur wenige von dem Hannoveraner Friedrich Georg Grotefend gehört, der in einer vor nun hundert Jahren — am 14. September 1802 — der Akademie der Wissenschaften in Göttingen mitgetheilten Abhandlung der gelehrten Welt die epochemachenden Ergebnisse seiner Forschungen über die Keilschrift bekannt gab.

Und doch ist Grotefend der Größere. Damit sollen die Verdienste des Franzosen keineswegs gemälert werden. Thatsache ist aber, daß Champollions Aufgabe durch ein Hilfsmittel erleichtert wurde, dessen Entzifferung sich nicht erst hat. Champollion ging von jenen Klein von Rosette aus, der 1799 während Napoleons Expedition nach Ägypten aufgefunden wurde und ein Dekret eines ägyptischen

Königs der Ptolomäerzeit in zwei Sprachen und Schriften, in Hieroglyphen und auf Griechisch gab. In dem ohne weiteres lesbaren und verständlichen griechischen Text nun fand sich des öfteren der Name Ptolemäus, er fand sich also auch im ägyptischen Original und war hier jedesmal dadurch kenntlich gemacht, daß er in ein ovales Schild eingefast war. Da er mit den Buchstabenzeichen, die sich in der Hieroglyphenschrift neben Silben- und Wortzeichen finden, geschrieben war, so ließ er sich entziffern, und damit war ein erster Anfang gegeben, auf den sich — freilich mit großem Scharfsinn und unendlicher Mühe — weiterarbeiten ließ.

Bedeutend schwieriger war Grotefends Aufgabe. Auch er ging freilich von mehrsprachigen, sogar dreisprachigen Inschriften aus. Das konnte ihm aber gar nichts nützen, weil von diesen drei Sprachen und den für sie verwandten drei Schriftarten nicht eine einzige bekannt, leserlich war. Und vor Grotefends Auftreten war nicht einmal das Vorhandensein dreier verschiedener Schriftsysteme in den wenigen damals bekannten Keilschriften wahrgenommen worden. Sie waren aller Gelehrsamkeit der Orientalisten ein so undurchdringliches Rätsel, daß man zu bezweifeln begann, ob hier überhaupt eine Schrift oder nicht vielmehr ein Spiel des Zufalls vorliege: etwa willkürliche Schnörkel nach der Art jener Arabesten, die man in maurischen Palästen findet. Dem durchdringenden Scharfsinn des jungen Grotefend, der nicht einmal Orientalist, sondern klassischer Philologe war, blieb es vorbehalten, den Schlüssel zur Lösung des Rätsels an die Hand zu geben.

Er legte seiner Entzifferungsarbeit zwei kurze Inschriften zu Grunde, die sich in den Ruinen der alten Perseer-Hauptstadt Persopolis, in den Trümmern des Königspalastes der Achämeniden finden. Sie stammten, wie man annehmen durfte, von persischen Königen aus diesem Geschlechte her, das seit der Mitte des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts über Iran und das ganze übrige Vorderasien geherrscht hat, bis in den dreißiger Jahren des vierten Jahrhunderts die buntzusammengewürfelten Horden des letzten Achämenidenkönigs vor der schwergerüsteten Phalanx Alexanders von Makedonien in alle Winde zerstoßen. Davor war aber einmal — im 5. Jahrhundert v. Chr. — eine Zeit gewesen, wo die Perserkönige angriffsweise gegen Griechenland voringen, wo aber in den Schlachten von Marathon, Salamis, Plataeae der orientalische Despotismus von der hellenischen Freiheit abgewehrt ward. So kamte man aus der griechischen Geschichte die Namen der Achämenidenkönige, von denen die beiden ersten Cyrus und Cambyses, die späteren unschuldig Darius, Xerxes und Artaxerges hießen. Den einen oder andern dieser Namen, natürlich in seiner originalen persischen Form, durfte Grotefend in den ihm vorliegenden Inschriften anzutreffen hoffen; es kam darauf an, herauszufinden, welche Zeichen welchen Namen bedeuten sollten. Die sinnerreichen Kombinationen, die er anwandte, um diese unlösbar scheinende Aufgabe zu lösen, zu verfolgen, ist auch heute noch von Interesse.

Die beiden von ihm benutzten Inschriften waren dreisprachig. Grotefend nun zog bei beiden in Betracht nur die oberste, einfachste Schriftart, die im Vergleich zu den andern nur eine geringe Anzahl von Zeichen umfaßte und sonach für eine Buchstabenchrift gelten durfte, während die dadurch ausgedrückte Sprache die des herrschenden Volkes, also die persische, sein mußte. Was nun die — unzulängliche — persische Schrift anging, so liefen ihre aus drei bis fünf Keilen, einfachen bzw. Winkelteilen, zusammengesetzten Buchstabenzeichen gleichmäßig über die Zeilen fort, ohne daß eine Spur von Interpunktion wahrzunehmen gewesen wäre: mit einer gewichtigen Ausnahme. Allenal nach einer geringen Anzahl Buchstaben fand sich ein einzelner, schräg von links oben nach rechts unten laufender Keil vor; darin erkannte Grotefend einen Wortkeiler, ein Zeichen, das die einzelnen Wörter von einander abgrenzte. Damit, daß die Wörter abgeteilt erkannt werden konnten, dadurch war nun schon viel gewonnen. Ein Wort lehrte in beiden Schriften öfters wieder: je einmal in beiden sogar zweimal hintereinander, das zweite Mal mit einer Endung. Dies Wort mußte „König“ bedeuten, in seiner Wiederholung also „König der Könige“, die bis heute übliche Titulatur der persischen Schahs.

Davon ausgehend, gelang es Grotefend, den gesamten Wortlaut der beiden Inschriften annäherungsweise zu bestimmen. Er vermutete nämlich nach dem allgemeinen Bilde der beiden Inschriften, daß sie analog lauteten, wie persische Königsinschriften aus viel jüngerer, nachchristlicher Zeit, die von Herrschern aus dem Hause der Sassaniden stammten und von dem berühmten französischen Orientalisten Silvestre de Sacy übersetzt worden waren; Grotefend übersehte also eine zweite Inschrift in ihrem größeren Teile folgendermaßen: „N. N., Großkönig, König der Könige, Sohn des Königs X. Y. . . .“ Die andere hob dann entsprechend also an: „X. Y., Großkönig, König der Könige, König der . . .“ Sohn des Z. Z. . . .“ Wenn damit der Sinn der beiden Inschriften richtig wiedergegeben war, so konnte Grotefend vorläufig doch kein einziges der von ihm übersehten Wörter in jenen persischen Lauten, ja, er konnte zunächst noch nicht einen einzigen Buchstaben lesen. Aber in seinen Inschriften fanden sich zwei Namen von Königen, und zwar wie nicht zu bezweifeln war, Königen aus dem Hause der Achämeniden, von denen N. N. der Sohn des X. Y. genannt wurde.

Er fing also an — um ihn selber zu citieren — „die Reihe der

*) Länder (das konnte Grotefend nicht vermuten).

Könige durchzugehen und zu untersuchen, welche Namen den Charakteren der Inschriften sich am leichtesten anschmiegen. Cyrus und Cambyses konnten es nicht sein, weil die beiden Namen der Inschriften keinen gleichen Anfangsbuchstaben hatten, es konnte überhaupt weder ein Cyrus noch ein Artaxerges sein, weil der erste Name im Verhältnis zu den Charakteren zu kurz und der zweite zu lang war. Es blieben mir also nur noch die Namen des Darius und Xerxes übrig, und sie fügten sich in die Charaktere so leicht, daß ich in die richtige Wahl derselben keinen Zweifel setzen konnte. Dazu kam, daß in der Inschrift des Sohnes dem Vater gleichfalls der Königstitel beigelegt war, aber nicht so in der Inschrift des Vaters. . . . Der Vater des Darius, Hytaspes nach griechischer Aussprache, war nämlich nicht König.

Soweit war Grotefend gelangt auf dem Wege einer Reihe von scharfsinnigen Hypothesen. Diese Hypothesen aber empfingen den Beweis ihrer Richtigkeit, wenn die drei Namen, Xerxes, Darius, Hytaspes, die Grotefend in seinen beiden Inschriften entdeckt haben wollte, sich den Keilschriftzeichen ohne Gewaltthat und Widersprüche so anpassen ließen, wie sie in persischem Munde lauten mochten. Das war der Fall, und damit erfuhr Grotefends Entzifferungswert seine Bestätigung. Er hatte angenommen, die Sprache der persischen Keilschriften sei identisch mit der des Zend-Avesta, der heiligen Schrift der von Zoroaster begründeten Religion, die ehemals im Perseerich gebräuchlich hat und jetzt als ihre letzten Anhänger die Parsen zählt. Demgemäß hatte er als persische Form des Namens Hytaspes Gostasp, Gostasp, Gistasp oder Bistasp gesetzt, weil er sich so im Zend-Avesta findet. Nun ließ sich mit Hilfe der durch die Entzifferung der Namen Xerxes, Darius und Hytaspes gewonnenen Buchstabenwerte das persische Wort für „König“ lesen: es lautete wie im Zend, und damit war ein weiterer Beweis für die Richtigkeit von Grotefends Entdeckung geliefert.

Seine Forschungen über die Feststellung von etwa einem Duzend Buchstaben hinaus weiterzuführen, war Grotefend nicht vergönnt. Dazu fehlte es ihm teils an genügender Bekanntheit mit den orientalischen Sprachen, teils an hinreichend umfangreichem Inschriftenmaterial. Diese Kalamität blieb auch noch während der nächsten Jahrzehnte bestehen. Immerhin aber gelang es dem Vornehmsten Orientalisten jener Mitte der dreißiger Jahre, in einer Inschrift des Darius ein Verzeichnis der Provinzen des Perseerichs anzufinden und mit Hilfe davon das von Grotefend aufgestellte Alphabet teils zu berichtigen, teils zu vervollständigen. Zum Ziele geführt konnte das von Grotefend so genial begonnene Entzifferungswert erst werden, als das bis dahin äußerst spärliche Material der Forschung eine große Bereicherung erfuhr, als der englische Offizier Henry Rawlinson 1835—37 eine umfangreiche Inschrift des Darius abschrieb, die sich am Behistan-Berg in Medien findet und ausführlich die Ereignisse während der ersten Jahre der Regierung des Darius berichtet. Rawlinson selber that, indem er auf Grotefends und Lassens Ergebnissen weiter baute, das Beste, um die Behistan-Inschrift nutzbar zu machen, sie zu übersetzen, zu erklären und die früheren Resultate durch sie zu berichtigen und zu ergänzen.

Um wenigstens einen Begriff davon zu geben, wie diese wichtigste der persischen Keilschriften sich ausnimmt, sei ein Stückchen daraus wiedergegeben, das die Niederwerfung eines Aufstandes der Meder unter einem gewissen Kravartisch erzählt und uns den Großkönig Darius als einen zensischen Gemütsmenschen bewundern läßt; er berichtet nämlich also darüber: „Als ich nach Medien kam, da ist eine Stadt mit Namen Rudrusch in Medien, dahin war jener Kravartisch, der sich König in Medien nannte, gegen mich mit dem Heere gezogen, um eine Schlacht zu liefern. Darauf lieferten wir eine Schlacht, Auramajdas brachte mir Beistand, durch die Gnade Auramajdas schlug ich das Heer des Kravartisch gar sehr. . . . Darauf zog jener Kravartisch mit wenigen Reitern dahin, wo eine Gegend mit Namen Raga in Medien ist. Darauf sandte ich ein Heer gegen diese, Kravartisch wurde ergriffen und zu mir geführt, ich schnitt ihm Nase, Ohren und Zunge ab, ich stach ihm die Augen aus an meinem Hofe wurde er gefesselt gehalten, alles Volk sah ihn. Dann ließ ich ihn in Ekbatana kreuzigen. . . .“ Die Erforschung der persischen Keilschriften darf seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als abgeschlossen gelten und wird es bleiben, bis einmal neue Inschriften aufgefunden werden sollten. Der geschichtliche und vor allem der sprachwissenschaftliche Wert der vorhandenen ist ganz gewiß nicht gering. Aber die Hauptbedeutung der persischen Keilschriften liegt doch darin, daß sie der Schlüssel zur Enträtselung der babylonisch-assyrischen Literaturdenkmäler und Steinerkundens gewesen sind. Seit den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts fanden auf dem Boden von Ninive und Babylon und auf anderen Ruinenstätten des Zweistromlandes Ausgrabungen statt, die außer Tempeln, Palästen, Bildwerken und anderen Altertümern eine unermeßliche Menge von Keilschriften in der semitischen Sprache der Babylonier und Assyrer ans Tageslicht förderten. Man bemerkte bald, daß die Schriftzüge, womit die Backsteine, Thonprismen, Stein tafeln von Assur und Babel bedeckt waren, identisch sind mit denen der dritten Gattung auf den Achämeniden-Inschriften, die man also als babylonisch-assyrische Uebersetzung der altperischen Texte in Anspruch nehmen durfte. Das Altperische aber las und verstand man nun. Das Persische der Inschriften von Behistan und Persepolis leistete also für die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift die nämlichen Dienste, wie die griechische Uebersetzung des Steines von Rosette für die Entzifferung der Hieroglyphen. Der komplizierte Charakter der babylonisch-assyrischen Schrift mit

ihren vielen Hunderten von Silben- und Wortzeichen machte die Aufgabe freilich sehr schwer und langwierig. Mit Hilfe von Silbenverzeichnis, die sich in Ninives Ruinen vorgefunden haben, und den nahe verwandten, übrigen semitischen Sprachen war man schon gegen 1800 soweit gelangt, sich assyrische Texte ziemlich richtig zu erklären. Heute — 100 Jahre nach Grotefends grundlegender That — ist die Keilschriftforschung soweit entwickelt, daß es ausführliche Grammatiken und didaktische Wörterbücher der babylonisch-assyrischen Sprache giebt, daß man neue babylonisch-assyrische Texte mit der nämlichen Sicherheit liest, wie etwa eine griechische Schrift. Ueber den reichen Gewinn, den die geschichtlichen Wissenschaften schon bis heute aus den Ergebnissen der Keilschriftforschung gezogen haben, ist es kaum noch nötig, viele Worte zu machen. Nicht nur die äupere Geschichte von Vorderasien ist dadurch in ein ganz neues Licht gerückt worden, das gesamte Kulturleben von Assur und Babel wird immer mehr bis in seine geheimsten Falten erschlossen. Man kann bereits von einer förmlichen babylonisch-assyrischen Literatur mit epischen, lyrischen Gedichten usw. sprechen. Wieviel Licht schon auf die biblischen Bücher von der Keilschriftforschung her gefallen ist, darf jetzt als allgemein bekannt gelten. Noch viel mehr aber ist von der Zukunft zu erhoffen: die Sumeroologie, d. h. die Erforschung der Sprache, Geschichte und Kultur des Volkes der Sumerier, die vor den Semiten in Babylonien gehaust und den letzteren die Kulturkeime übermitteln haben, steht erst in den Anfängen. Hier darf man noch einer reichen Ernte entgegensehen. Da geziemt es sich wohl, mit dankbarer Verehrung an den Mann zu denken, der vor hundert Jahren den ersten Schritt auf dem Gebiete der Keilschriftforschung gethan hat, an Georg Friedrich Grotefend. —

Kleines Feuilleton.

dg. Witwen. „Fünf Froschens habe id jeden müssen, Frau Doktor,“ sagte die Aufwartefrau und legte das Fleisch auf den Tisch. „Haben Se bloß Worte? Fünf Froschens für 'n halbes Pfund Rindfleisch! 's wird immer schöner mit de Zeiten!“
 „Ist es denn gut? Ah, es sind ja Knochen bei — und fünf Froschens? Das ist doch kaum möglich. Frau Werther, Sie haben sich geirrt.“
 „Ne, hab' id jar nich, id hab' noch usgemickt und 'n paar andre ooch. 's is ja aber allens so deier, und de Meesterin sagt, 's wird noch deiser, und denken Se mal, 's Rindenfett, det kost' jetzt schon acht Froschen, man kann bald droden Brot essen, nich mal mehr zu Schmolz langt's.“
 „Aber fünf Froschen!“ Frau Doktor schüttelte den Kopf. Sie hatte das Fleisch ausgewickelt und war dabei, es aufzubringen. „Wo das hinaus soll!“ Sie seufzte.
 Die Aufwärterin sah von ihrer Arbeit auf: „Id loche schon lange leens mehr, Frau Doktor, dis können Se mich man glooben. Pellkartoffeln und Häring und dozzwischen Mehlsuppe, und wenn 's mal wat Besondres sein soll, jeh id nach's Fischgeschäft und hol mir Schekfischlöpfe, die jieht's sitr unjonst und mit Vossen ran hat man ne feine Suppe. Aber daß nu ooch schon's Rindenfett deier wird! — Ah jeh!“
 „Ja es sind wirklich schlimme Zeiten!“ nickte die Frau Doktor.
 „Jott und wenn Sie nu auch schon klagen wollen, Frau Doktor, wat soll id'n denn thun? Jh arme Wittfrau!“
 „Bin ich etwa feine?“ Frau Doktor lachte etwas.
 „Aber dett is doch noch was andres, Frau Doktor; und Se haben Ihre Pension, was habe id'n? Bloß wat id verdiene.“
 „Sie haben aber auch nich so viel Ausgaben, Frau Werther.“ Die Frau Doktor seufzte sich auf den Rückenstuhl und begann Kartoffeln zu schälen: „Ah ja, Frau Werther, Pension, 's hört sich nach was an und ist gar nichts. Die geht fast sitr die Miete drauf, denken Sie mal hundert Mark Miete, das brauchen Sie nicht zu zahlen!“
 „Nu nee, Frau Doktor, id'wohn' aber auf'm Hof 4 Treppen. Die Aufwärterin lachte: und wenn Se so velle nich leben wollen, is't doch Ihr freier Wille.“
 „So?“ meinten Sie? Die Dame winkte ihr ironisch zu: „Ah, wenn Sie wüßten! Sie können auf'm Hof wohnen in einer Stube, sitr Ihren Stand gehört sich's — id kann's nicht als Doktorwitwe. Sie schiden Ihre Kinder in die Gemeindschule und haben's frei. Jh muß schon zahlen auf'm Gymnasium, und all' die Bücher, die mein Junge braucht, und gut angezogen gehen muß er auch.“
 „Ja, ja, Frau Doktor, aber Se können's doch, und haben's doch. . . .“ Die Aufwartefrau säug die Arme über die Brust: „Jott, Frau Doktor'n, wenn id Ihre Pension hätte! Dett wär ja'n Leben wie'n Herzjott. Id nehm' mir 'ne Wohnung sitr dreihundert und denn 'ne Stube vermiet' und zuverdent, und de Jungens ooch noch ranjebracht mit Zeitungsstragen, denn könnten wir ooch mal sitr fünf Froschen Fleisch loosen, denn würde id noch sparen.“
 „Könnten Sie auch, Frau Werther,“ nickte die andre. „Sie könnten es, ganz gewiß! Aber id? Zuverdiene? Womit denn? Sitten wär noch das einzige, was man anstandshalber machen kann. Lohnst denn das aber? Und wenn man zurückdenkt, wie man es gewohnt war“ — Sie seufzte auf. „Gesellschaften geben? Das kann man gar nicht, und 'ne Vadersche machen? Davon steht nichts drin! Ah Gott ja, Frau Werther“ — sie stand auf und klopfte der Aufwärterin freundlich herablassend auf die Schulter. „Jh rede so mit Ihnen, weil Sie 'ne ausländige Frau sind, aber das können Sie mir nur glauben, wir armen Witwen sind übel dran.“ —

Theater.

Freie Volkstheater (Leising-Theater). „Die Kleinbürger“ von Maxim Gorki. — Doch einmal was anders, was eigenes! Kein künstlich konstruiertes Konflikt-drama, in das menschliche Figuren als Träger gewisser Absichten und Ideen „so hineinkomponiert“ sind; sondern lebhaftige Originalmensch, durch welche uns die Erkenntnis der geistigen, seelischen und ökonomischen Enge des ganzen russischen Kleinbürgertums aufgeht. Kein eigentliches sociales Drama — und doch verspürt man den Sturmwind kommender sozialer Umwälzungen! Bürgerlichem Auffassungsvermögen freilich wird der tiefe Sinn des Gorkischen Schauspielers verschlossen bleiben. Ein ganz anders ist es um jene Zuschauer-Kreise, die sich aus sozialistisch getriebenen, lern- und wüßbegierigen Intelligenzen zusammensetzen. Da besteht jedesmal zwischen Dichter und Dichtung, zwischen Darstellern und Zuschauern der rechte innigste Kontakt, welcher den künstlerischen Erfolg sichert. Das bewies die Sonntagnachmittags-Vorstellung von Gorkis „Kleinbürgern“ vor Mitgliedern der „Freien Volkstheater“ im Leising-Theater. Mit ernstem seelischem Interesse, das kaum ein voreiliges Lachen aufkommen lassen möchte, folgte man den Vorgängen im Hause Veshjemenows. Und es ist gewiß nichts Zufälliges, beobachten zu können, wie sehr sich alle Anteilnahme gerade auf einzelne Gestalten des Dramas verdrängt, die gewissermaßen durch das Herz des Dichters gegangen sind, die er mit innigster mitleidender Liebe gezeichnet hat. Da ist Persichin, der lustige Vogelhändler. Eine wunderbare Originalfigur, wie sie nur auf russischem Boden wachsen kann, läßt ihn Emil Höfer vor uns aufleben. Seine Reminiszenz an die eigne schauspielerische Persönlichkeit oder gar an entfernt ähnliche Typen, wie sie ja dem Bühnenkünstler etwa in Nestroys „Limpazivagabundus“ vorkommen, trägt die Verlöcherung dieser Gestalt, sondern Höfer giebt sie in Mäße und anderem Wesen, in Mimik und Sprechweise, kurz in allem russisch schlectivweg. Und das ist gerade das spezifische Gehte an seiner Darstellung! Teterew, der Kirchengänger, ist, obgleich auch ein Schnapsäufer, wie Persichin, doch aus ganz anderem Holze geschnitten. Verlangte dieser nichts, so erwartete Teterew zu viel von Leben. Das hat ihn untergepflügt, und so wurde er, was er ist: ein passionierter Trinker, ein Chaukeur, ein Pessimist aus innerlichster Konsequenz, bei dem man aber doch merkt, wie ihn die Seele blutet. Joseph Klein giebt ihn so; und wenn auch nicht jede Linie echt ist, so ist es doch der Gesamteindruck der Echtheit, den wir von seiner Gestalt erhalten. Nil, der Lokomotivführer, bildet den vollkommenen Gegenpol jener beiden. In ihm verkörpert sich der sieghafte Glaube ans Leben, das Frohgefühl der Arbeit, der eigenen moralischen und physischen Kraft. Er repräsentiert die junge Generation, in welcher die Zukunftshoffnungen des russischen Volkes flügel werden. Eduard von Winterstein giebt ihn bieder, offen, überzeugend, ohne besondere Unterstreichung. Richtig im Einzelnen ist auch der alte Veshjemenow Karl Waldow; weniger gut dagegen vermögen wir uns mit dem Studenten Peter des Herrn Wilh Grunwald abzufinden. Die gutmütige allzu weinerliche Gestalt der Frau Anulina Iwanowna Veshjemenow von Lore Zona, und die schwermütige hysterische Lehrerin Tatjana, von Elise Sauer mit bestem Willen und Können gegeben, interessieren weniger an sich, allerdings kommt durch sie jene gewisse Passivität, die dem Wesen des slavischen Volkes eigen, zum Ausdruck. Die lebenslustige Gefängnisinspektors-Witwe Helena Nikolajewna Kriwowa zeigt die andre Wesensart des Russenvolkes. Meta Jäger suchte ihr gerecht zu werden; aber ihre Munterkeit war doch zu sehr die einer deutschen Lustspielsoubrette — es fehlte der spezifisch russische „Embre“. Alara Kollendt als Polja zeigte manchen frischen, natürlichen Zug, der der Braut eines Nil wohl ansteht. Unter den Vertretern der Episodenrollen verdient noch Margarete Albrecht als Köchin Stepanida Erwähnung. Der Beifall war ehrlich und stark. — o. k.

Musik.

Hier und da flammt es mitten in der hergebrachten Operettendudelei auf; man glaubt, einen neuen Stil erkannt oder wenigstens in einer Operette gewohnten Schlagses so viel hübsche Duette oder dergleichen gefunden zu haben, daß sich eine Rettung lohnt. Zu den Auffassungen der letzten Zeit scheint auch der Franzose André Messager zu gehören. Seine „kleinen Michus“ von 1897 hatten an einer hiesigen Bühne gefallen, wie eben eine possige Operette gefaßt. Dann kam die im ganzen so sympathische Stuttgarter Operngesellschaft und brachte die Michus im Opernrahmen; da war Messager ein Held geworden. Weiterhin erschien im Theater des Westens seine „Drautlotterie“, ein unseres Wissens jüngeres Werk von ihm, das ob seines wirkungsvollen Gesamteindrucks sich gut hält, wiewohl es auch weder gute neue Wege bahnt noch auch alte Wege beträchtlich besser macht. Am längen die Bühnen nach Messager. Ihm nehmen sie gern ab, was sie von einem andren vielleicht nicht angerührt hätten. Seine „Véronique“ von 1898, deutsch als „Brigitte“, ist das derzeit letzte Resultat dieses Langens. Das Gastspiel des Central-Theaters im Neuen Königlichen Opern-Theater (Kroll) brachte dieses Resultat am vergangenen Sonntag vor die Öffentlichkeit.

Und nun bitten wir, im Besitz des Eindrucks von der zweiten Vorleistung, um freundliche Geduld zum Anhören der unvermeidlichen alten Feier. Text: die gewöhnliche Vertauschungs- und Verleumdungs-

und Erkennungsposse; nähere Angaben überflüssig. Musik: die gewohnte Ausstattung mit Gesangszimmern ohne dramatischen Ehrgeiz, aber mit einer Anzahl hübscher Stellen, die zeigen, daß der Komponist größeres leisten könnte, die aber erst umständlich herausgesucht werden müssen — vielleicht für eine Vorleistung über die Aesthetik der Operette. „Der feingebildete Komponist verlegenhet sich nicht“ (ich bitte um Entschuldigung, allein es geht ohne diese Redewendung nun einmal nicht). Sein Quartett im ersten Akt: „Kann man ich's erfassen“, ist ein zartes Gewebe, und einige Duette sind ebenfalls musikalischer Ehren wert; das eine von ihnen wird dem Publikum durch einen veritablen Esel auf der Bühne mundgerechter gemacht.

Die Aufführung, die wir hörten, schien zu sagen, daß man sich mit dem Dinge Mühe gegeben, aber keine weitere mehr geben wollte. Besonders Sigmund Kunstadt schränkte seinen guten, aber klein begrenzten Tenor diesmal anscheinend noch mehr ein. Emil Sondernmann war wie immer der virtuose Darsteller der Eingebildetheit, und Karl Schulz sowie Emil Albes machten uns noch bessere Eindrücke als sonst. Zu der alten Garde des Central-Theaters ist seit einiger Zeit Josefina Vettori dazugetreten, und zwar als eine gute Spielerin und als eine im Verhältnis zu andern gute Sängerin — die Klagen über Trockenheiten und Steifheiten der hohen Töne selbst bei besseren Soubretten kennen unsre Leser ja ebenfalls schon. Therese Delma und Henry Bildner sind uns längst als anmutende Operettenspielerinnen mit nicht ebenso anmutenden Stimmen bekannt. Zu den bekannten Namen der Aufführungsleiter trat noch der des Intendanten V. Gleisinger dazu; auf ihn scheint mancher flotte Zug des Ganzen zurückzugehen.

Die Brigitte-Vorstellung zwang uns zum vorzeitigen Verlassen eines Konzertes, das wir gern länger angehört hätten. Der Männergesang-Berein „Schildhorn“ gab in der großen Philharmonie einen „Berliner Komponisten-Abend“. Neben seinem Dirigenten Paul Kura stand noch eine größere Menge von Tonmeistern der gemüthlichen Muse auf dem Programm; darunter Hugo Kau., der langjährige Vertreter deutscher Musik in Milwaukee, der, wie ich höre, seine dortige Stellung nunmehr mit einem heimathlichen Wirken als Komponist veransicht hat. Vielleicht bekommen wir also bald etwas Gewichtigeres zu hören als seinen „Festlichen Umzug“. — sz.

Notizen.

- Charlotte Wesel vom Stadttheater in Ding ist für das „Neue Theater“ verpflichtet worden. —
- „Die lustigen Nibelungen“ ist der Titel einer neuen dreiatigen Operette von Oskar Straus, zu der Radeamus den Text geschrieben hat. Die Operette geht in der ersten Hälfte dieser Spielzeit im Bunten Theater in Scene. —
- „Die Liebesbrücke“, eine Komödie von Robert Reinert wird demnächst im Münchener Schauspielhaus in Scene gehen. Die Aufführung zweier andrer Stücke desselben Autors „Die Madonna“ und die „Haarnadel“ im Berliner Bunten Theater ist von der Censur verboten worden. —
- „Phitje Ohrtens Glück“, eine Komödie von Ilse Frapan-Alman wurde bei der Erstaufführung im Altonaer Stadt-Theater vom Publikum abgelehnt. —
- „Gobineaus Tragödie „Alexander der Große“ wird demnächst im Weimarer Hoftheater in deutscher Bearbeitung zur Aufführung gebracht werden. —
- Die nächste Neuheit des Wiener Raimund-Theaters wird ein dreiatiges französisches Schauspiel „Der Umweg“ von Henry Bernstein, deutsch von Annie Kemmann-Hofer, sein. —
- Josef Lauffs Schauspiel „Der Heerohme“ erzielte im Leipziger Alten Theater einen lebhaften Erfolg. —
- Hartlebens „Rosenmontag“ wird im Mailänder Olympia-Theater demnächst seine erste Aufführung in italienischer Sprache erleben. —
- Mascagni veranstaltet im Frühjahr 1903 Gastspiele in Leipzig, Dresden, Hamburg und Berlin. —
- „Donizettis Oper „Don Pasquale“ mit der neuen Bierbaumschen Textbearbeitung, fand bei der Aufführung in Frankfurt a. M. reichen Beifall. —
- Eine neue Kunst-Zeitschrift „Monatshefte für Lithographie“ wird von dem Verlage Bruno Hekling in Berlin angekündigt. Die Zeitschrift will dem Lithographen künstlerische Vorlagen liefern, die er unmittelbar in seiner Praxis verwenden oder als Muster benutzen kann. Der Text soll zunächst mehr als Beilage gelten, in der die Vorlagen erläutert und ihre Absichten weiter ausgebaht werden. —
- Einen Preis von 3000 Lire schreibt der Gemeinderat der Stadt Venedig für das Modell einer großen goldenen Medaille aus, die als Preis der hervorragendsten Werke der venezianischen Kunstausstellung 1903 verliehen werden soll. Der Wettbewerb ist international. Letzter Einsendungstermin ist der 31. Januar 1903. Alles Nähere teilt der Gemeinderat der Stadt Venedig mit. —
- Der Geschichtsforscher Professor Ernst Dämmeler ist, 72 Jahre alt, in Friedrichroda gestorben. —